



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Römisches Straßenleben : Schluß aus voriger Nummer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Buche, welches bereits in zweiter Auflage erschienen, neue Leser zuführe. Berthes hat lebensvoll und mit strenger Gerechtigkeit seine Aufgabe durchgeführt, er hat kein Bedauern für die verkommenen alten Zustände und anerkennt, daß eine Radicalkur nothwendig war diesen Schutt zu beseitigen, er sieht es als verhältnißmäßig vortheilhaft an, daß die Revolution von oben herab durchgeführt ward und Deutschland so vor dem wüsten Durcheinander der Pöbelanarchie bewahrt ward, welche Frankreich dulden mußte, aber seine nationale Gesinnung erhebt sich mit Ingrimme dagegen, daß deutsche Fürsten sich auf das Ausland stützen mußten, um im Innern umzubilden und daß das „l'état, c'est moi“ der Vorwand werden mußte, um abgestorbene Institutionen zu beseitigen.

Römisches Straßenleben.

Schluß aus voriger Nummer.

Laß uns weiter schreiten über das Forum, über das Campo Vaccino mit seinen Düngerhaufen, seinen lagernden Stieren und Büffeln, dem Titusbogen zu. Wir wandeln auf den breiten Pflastersteinen der Via Sacra; unter dem Bogen laufen wir Spießruthen zwischen einer Doppelreihe blinder Bettelweiber oder Krüppel, die ihre Blechbüchsen schütteln, indem sie uns ihr „povera cieca; povero stroppiato“ zurufen. Mit Mangel an kleinem Geld kann man sich nicht entschuldigen, denn die blinde Frau ist vermögend genug, um selbst einen Scudo wechseln zu können. Ein Bettler sitzt an der Straße, seine Nothdurft verrichtend; auch er streckt uns, ohne seine Stellung zu ändern, die Hand entgegen: „ho fame, donate qualche cosa Moussiou!“ sagt er. Auf der grünen Anhöhe links, da wo einst die Säulenhallen des Doppeltempels der Roma und Venus standen, sind Gruppen von Vassalli (Leuten aus dem Volk) und Soldaten gelagert; sie spielen das Lotto; der Bankhalter ruft seine Zahlen, ähnlich wie in Deutschland beim Kegelschieben, in nur den Eingeweihten bekannten Ausdrücken, und wenn einer der Spielenden eine Quatterne besetzt und so einen Preis gewonnen hat, so erheben die andern ein Wuthgeschrei: „si ammazato, si scanato“ d. h. sei ermordet, sei erdolcht und

alle sind mit einem Eifer beim Spiele, den kaum eine hineinschlagende Bombe zu stören vermöchte, wie sie vor Sebastopol nicht die Gesellschaft um den Kochtopf vertrieb. Blicken wir aber vor uns in die Thalsenkung herab, so gewahren wir in geringer Entfernung die gigantischen, himmelanstrebenden Wölbungen des Colosseums. An seinem Fuß halten winzigklein einige Fiaker, Reitknechte tränken ihre Handpferde an der Meta sudans, in der die Gladiatoren ihre verwundeten Glieder wuschen; eine Gesellschaft von Herren und Damen naht, zu einem Ritt in die Campagna.

Titus baute das Colosseum, er, der jeden Tag für einen verlorenen erklärte, an dem er nicht ein gutes Werk gethan habe. Ob er den Tag der Zerstörung Jerusalems und der Vernichtung des jüdischen Volks auch unter seine guten Werke rechnete? Es gibt folgende Fabel: Als Titus mit den Schätzen des mosaischen Tempels beladen zu Schiffe heimkehrte, überfiel ihn ein heftiger Sturm. Titus rief spottend, der alte Judengott scheine nur Gewalt über das Wasser zu haben, denn die alten Riesengeschlechter habe er durch die Sündfluth, den König Pharao durch das rothe Meer vernichtet, auf dem festen Lande spotte er seiner. Da rief eine Stimme vom Himmel: „Gottloser, von Gottlosen stammend, das kleinste und schwächste meiner Geschöpfe des Festlandes soll dir meine Macht zeigen.“ Der Sturm legte sich, Titus landete, und als er unter dem Jauchzen des Volks in Rom einzog, flog ihm eine Mücke ins Ohr, wühlte sich bis ins Gehirn hinein und verursachte ihm schreckliche Qualen durch sieben schmerzvolle Jahre. Einst ging er an einer Schmiedewerkstatt vorüber; bei den Amboschlägen hörte die Mücke auf zu summen. Tag und Nacht mußte nun ein Schmied im Palast arbeiten. Dreißig Tage war die Mücke stille, dann gewöhnte sie sich an den dröhnenden Schlag und fuhr fort, im Kopfe des Kaisers zu quälen bis zu seinem Tode, und als man sein Gehirn öffnete, fand man darin die Mücke, so groß wie eine Faust, mit kupfernen Krallen und Scheeren! Andere behaupten, es sei eine Grille gewesen.

Wir treten durch eine von den Bogenhallen in das Innere des Colosseums. Nicht die Fahrstraße, wohl aber der Weg für die Fußgänger nach dem Lateran führt hindurch. Wie thürmt sich in gewaltigen Kreisen um uns herum Bogen auf Bogen! Welche üppige Vegetation von Schlingpflanzen, wildem Lorbeer, Ginster und gelben Levkojen wuchert in den Spalten und auf den Zinnen des alten Gemäuers! Wilde Tauben und Raben nisten in den Mauerlöchern, durch die Wölbungen und Fensteröffnungen heult der Wind. Wie mächtig wird unsere Phantasie gefaßt von dem Eindrucke des Gigantischen dieses Bauwerks! In lebendigen Zügen und gaukelnden Bildern treten die wechselvollen Schicksale, welche diese geschwärzten Mauern erlebt haben, vor unsere Seele. Wir sehen die 80,000 reihenweis um das Gebäude herumlaufenden Sitzplätze

befest mit römischem Volke; dort sind die Logen des Senats, unter und neben diesen die Reihen der Ritter und der Matronen. Das niedere Volk strömt durch die 64 vomitoria aus und ein, denn dies war der passende Name, mit welchem man die Thore bezeichnete. Die Brüstungen der Vallustraden sind behängt mit seidenen Teppichen, am kostbarsten diejenigen, welche die kaiserliche Loge schmücken, die aber nicht im Stande sind, die Pracht der Bildsäulen und seltensten Marmorarten, Erzeugnisse der Blüthe griechischer und römischer Kunst, mit denen das Gebäude aus- und inwendig geschmückt war, zu verdunkeln. Der Dichter, welcher die Spiele des Carinus um 224 n. Chr. in der Sprache eines Schäfers beschreibt, der durch den Ruf ihrer Pracht in die Stadt gelockt worden, sagt, daß die zum Schutz gegen die wilden Thiere aufgespannten Netze von Golddraht, daß die Säulengänge vergoldet und daß die Scheidewände, welche die verschiedenen Abtheilungen der Zuschauer von einander trennten, mit Edelsteinen, Bernstein, Silber und Gold eingefast wären. Mit feinem Sande war die Arena bestreut; ein ungeheures ausgespanntes Zeltdach schützte gegen die Strahlen der Sonne und unterirdische Kanäle führten eine Fülle kühlen Wassers herbei, welches in zahlreichen Springbrunnen emporsprudelte oder die glatte Fläche in einen See verwandelte, der bewaffnete Schiffe trug und mit den Ungeheuern des Meeres gefüllt war. Was jetzt eine Wasserfläche, vermochte sich, gleich den Gärten der Hesperiden, emporzuheben und im nächsten Augenblicke die Felsgebirge Thraciens zu zeigen. Der Kaiser in weiter faltenreicher Toga tritt an die Brüstung seiner Loge heran und gibt das Zeichen zum Beginn der Spiele. 1000 Strauße, 1000 Netze, 1000 Dammhirsche und 1000 wilde Eber sind der Jagd und Mordlust des großen Haufens Preis gegeben; Elephanten, Löwen, Tiger, Büffel, alle reißenden Thiere der Wildniß sehen wir im Kampfe gegeneinander und gegen den Menschen. Wir sehen, wie Trajan 10,000 Gladiatoren gegen einander kämpfen läßt; wir hören das Geheul der christlichen Märtyrer, welche unter dem Jauchzen der Menge ihr Leben qualvoll verbluten.

Dann kamen die Zeiten der tiefsten Schmach. Alles was von Werth, was trag- und zerstörbar war, die Statuen der Götter und Helden, die kostbaren Verzierungen der Bildhauerei, in Erz gegossen oder mit Silberplatten belegt, waren der erste Raub der siegreichen Barbaren oder fanatischen Christen. Die dichtgefügtten Steine des Baues waren mit Erzklammern festgehalten; auch diese verschmähte nicht das Auge des Raubes, denn noch heute sehen wir die vielen Löcher, welche man hineinbrach, um sich des Metalls zu bemächtigen. Der Raum der Arena ward ein Marktplatz, und friedliche Handwerker schlugen ihre Stätten in den Gewölben auf, wie man das gegenwärtig im Theater des Balbus vor Augen hat. In dieser prunklosen Majestät sahen die Pilger des Nordens das Flavische Amphitheater; sie gaben ihm den Namen des Colosseums

und ihr roher Enthusiasmus brach in die Prophezeiung aus: So lange das Colosseum steht, wird Rom stehen; wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt untergehen.“

Im kriegerischen Mittelalter richteten die Barone, deren eine Fraktion Vatican und Capitol, die andere Lateran und Colosseum inne hatte, letzteres zu einer gewaltigen Burg ein. Um diese Zeit sehen wir noch einmal die theilweise wieder hergestellten Sitzplätze gefüllt mit einer glänzenden Zuschauermenge. Jacova di Rovera, Savella Orsini und eine aus dem Geschlecht der Colonna sehen wir auf der Kaisertribune, umgeben von der Blüthe der römischen Damen, sie die Schiedsrichterinnen in einem Stiergefecht, zu welchem bis nach Rimini und Ravenna hin die Einladungen ergangen waren. In drei Parteien getheilt, unter den mannigfachsten Devisen und Farben fochten die Bornehmsten der Ritterschaft; wir finden die berühmtesten Namen des Kirchenstaats, der Malatesta, Polenta, della Valle, Caffarella, Savelli, Capoccio, Conti, Annibaldi, Altieri, Corsi. 18 wurden getödtet, 9 verwundet, und 11 der Stiere blieben auf dem Plage. Es war aber wohl die letzte Festlichkeit, welche die Räume des Colosseums sahen; denn im 14. Jahrhundert sicherte ein Eintrachtsvertrag beiden Parteien das Recht, darin Steine zu brechen, und die Thorheit der Römer verbrauchte den Marmor zu Mörtel. In den Ruinen nisteten sich Gesindel und Verbrecher aller Art ein, bis Papst Eugen der Vierte den weiten Raum mit einer Mauer umschloß und ihn dem nahen Olivetanerkloster schenkte. Nach seinem Tode ward die Mauer in einem Volksaufstande niedergedrissen, das edelste Denkmal Roms ging wieder in Privathände über, es wurden Kalköfen, eine Salpeterfabrik, Heumagazine zc. darin angelegt und Paul des Dritten Nepoten erbauten aus seinen Steinen den Farnese'schen Palast. Hätte man früher daran gedacht, das Colosseum zur christlichen Kirche umzuschaffen, dann wäre es zu diesem Grade der Verwüstung nicht gekommen. Erü Benedict der Bierzehnte, der Edelste der Päpste, heiligte eine Stätte, welche Verfolgung und Fabel mit dem Blute so vieler Märtyrer getränkt hatte, indem er das Kreuz in der Mitte der Arena und rund herum die 14 Leidensstationen errichtete. Seit jener Zeit begannen die Restaurationen des Colosseums, die so weit gediehen sind, daß sie weiterem Verfall vorbeugen.

Führen wir noch ein anderes Bild vor unser geistiges Auge. Es war am 8. November 1848, als sich diese Räume abermals mit Tausenden von Menschen füllten. Alt und Jung im festlichsten Schmucke härrte unter den sonst öden Wölbungen, um den neu erwählten Papst vorüberziehen zu sehen, der vom Quirinal herabkam, um in üblicher Weise Besitz vom Lateran zu nehmen. Nicht Neugier allein trieb die Menschen zu diesem Schauspiel, sondern Ehrfurcht und liebevolle Zuneigung eines jauchzenden Volkes, das nach sechzehnjährigem Drucke einen populären Fürsten auf dem Stuhle Petri sah. Das

war Pius der Neunte, der Freiheitsheld. Der prächtige Zug bewegte sich vom Monte Cavallo abwärts über das alte Forum, durch den Titusbogen, am Colosseum vorüber, weiter nach dem Lateran, auf einem Wege, der mit Blumen und gepuzten Menschen geschmückt war. Voran die päpstlichen Truppen, die stattlichen Nobelgarden, die geharnischten Schweizer, die alterthümlichen Trachten der Palastbeamten, der Principi, der violetten Monsignore's und der rothen Cardinäle, in ihren weiten Mänteln und breitrandigen Hüten, alle zu Pferde; dann die Träger der Kircheninsignien, der Crocifero auf weißem Maulthier, endlich im goldenen von acht prächtig geschmückten Rossen gezogenen Gallawagen, zu den Seiten die großen Pfauenwedel, der Papst selbst mit seinem milden freundlichen Gesicht, die jubelnde Menge segnend. Es war ein alterthümliches Bild, an die Zeiten Karl des Fünften erinnernd, an Pracht würdig des Triumphzugs eines römischen Cäsar. Pius der Neunte sprach damals auf dem Culminationspunkte seines Glücks: „Um meine Pläne durchzuführen, bedarf es nur einer starken Brust und eines Lächelns.“ Wie schnell zerstob dieser Wahn! Ein Jahr später und Pius saß flüchtig in Gaëta und auf welche Art von Versammlung das Colosseum am letzten Faschingsdonnerstag herabschaute, haben wir schon oben erwähnt. Oh! die Zeiten ändern sich!

Was sehen wir aber im Colosseum? Ein rothhosiiger Soldat steht Wache in der Nähe des Crucifix; vor einer der Stationen kniet eine elegante Donna mit einem Bedienten hinter sich; Inglese klettern auf den Mauern herum und zählen die Fensterlöcher, ob sie auch mit den Angaben ihres Murray übereinstimmen; eine sentimentale Dame zeichnet eine schauerhafte Skizze in ihr Album. Zur Zeit des Advents und der Fasten indeß wandelt der Zug einer verummten Brüderschaft mit Lichtern in der Hand von einem Bild zum andern, bis er vor der hölzernen Kanzel Halt macht, von welcher zum Schlusse eine Kapuzinerpredigt schauerlich an dem Gemäuer wiederhallt.

Wir verlassen das Colosseum, schreiten durch den Konstantinsbogen, die Via San Gregorio entlang in dem Thale zwischen dem Celio und dem Palatin, auf dem die Ruinen der Kaiserpaläste in den blauen Aether emporragen. Welch infernalischer, betäubender Lärm beleidigt unser Ohr? Es sind die Tambours und Hornisten der Garnison, welche ihre Übungsstunden auf diesem Wege oder in den danebenliegenden Baumpflanzungen abhalten. Laß uns weiter eilen in der Richtung des Paulsthores. Bald umschließen endlose Mauern von Gärten und Bignen unsern Weg zu beiden Seiten, so daß sie jegliche Umsicht hindern; die Gegend ist ungemein öde, selten begegnet uns ein Mensch; man könnte hier, innerhalb der Ringmauern einer großen Stadt, ein Einsiedlerleben führen.

Unfern des Paulsthores liegt eine Weidesfläche, die den stolzen Namen Prati del Popolo romano führt, und über ihr erhebt sich der Monte Testaccio,

der Scherbenberg; sein Fuß ist umkränzt mit einer Reihe von Weinkellern und einzelnen Osterien. Weißt Du, was eine Osterie ist? Eine Osterie ist ein in ländlicher Umgebung, meist an einer Verkehrsstraße gelegenes stallartiges Gebäude, in dessen dunkler, oft sehr schmutziger Halle an einem einfachen Herde die Speisen bereitet werden, und die Gäste auf rohen Bänken an unsauberer Tischen sitzen. Aber vor den Osterien am Testaccio stehen herrliche Ulmen, unter deren Schatten wir an schönen Frühlings- und Herbsttagen allerlei Volks aus allen Ständen finden. Das glückliche Italien hat so zwei Wonnemonate, den Mai und den Oktober; dann zieht der Römer mit Weib und Kind, Freunden, Freundinnen und Dienstboten hinaus und lagert sich auf dem Rasen, speißt seine bescheidenen Salami, seinen Salat, trinkt seine Fiollette Orvieto oder Marino mit wahrhaft entzückender Harmlosigkeit und Heiterkeit. Die Männer ziehen den Rock aus, spielen Ball und werfen die Scheibe des Diskus auf gebahntem und ungebahntem Boden, unbekümmert um die Düngerhaufen, die Schienbeine der Menschen, Pferde und Esel. Die Weiber schlagen das Tambourin und ist kein Forestiere in der Nähe, so lassen sie sich wohl bis zum Tanze hinreißen. Der Saltarello ist der römische Nationaltanz. Ein Mädchen, nie ein Mann, schlägt das Tambourin, zwei andere tanzen einander gegenüber, andere lösen sie ab, ohne den Tanz zu unterbrechen. Es ist ein Hüpfen auf einer oder beiden Fußspitzen, ein Drehen, Wenden, sich Haschen, Entteilen, bei dem der Oberkörper und die Arme ebenso theilhaftig sind, wie die Beine. Das tanzende Italien fängt erst südlich von Terracina an; der Römer ist in seinem ganzen Wesen ernster wie der Neapolitaner, und man muß Glück haben, wenn man den Saltarello sehen will. Einer römischen Osterie würde jede deutsche Dorfschenke den Rang ablaufen, ihre Genüsse sind von der einfachsten Art; der Tagearbeiter sitzt neben dem vornehmen Manne, unter ihren Füßen treiben Hühner, Hunde und Schweine ihr gemeinsames Wesen, und der Kellner ist ein Bursche, welcher in hoch aufgestreift Hemdsärmeln, die rothe wollene Mütze auf dem Haupte, seine Pflicht thut. Sieh dort jene beiden malerischen Reiter auf dem zottigen, nervigen Gaul, beide mit Lanze und Carabiner bewaffnet; dort jene Gruppe von Morraspielern, wie sie für nichts Anderes Auge und Ohr haben, als für die Augen, den Mund und die zehn Finger ihres Gegners. Es liegt etwas Ursprüngliches, Naives in dieser römischen Heiterkeit, die von dem Comfort keine Ahnung hat, mit dem andere Völker ihre Vergnügungen würzen, ihnen aber auch jeden nationalen Duft nehmen. Zuweilen schlägt auch in die römische Harmlosigkeit die brutale Unverschämtheit französischer Soldaten; wo der Römer den Lärm der letzteren hört, geht er ihnen gern aus dem Wege; hat er ihnen doch schon seinen lieben Pincio fast gänzlich eingeräumt! Oben vom Testaccio, da wo die Garibaldi'schen Schanzen vom Jahre 1849, mit denen sie die französischen Belagerungsbatterien auf dem jenseitigen

Flußufer in der Villa Pamphili enflürten, sich noch deutlich erkennen lassen, hat man eine prachtvolle Aussicht über die ganze Stadt, über die Campagna bis zu den Sabiner und Albaner Bergen und bis zum Meere. Im Vordergrund zieht sich die Aurelianische Stadtmauer hin; an ihrem Fuße, bei der Pyramide des Cestius, neigen schlanke, dunkle Cypressen schwermüthig ihre Gipfel über dem Kirchhofe der Protestanten. Unter dem Testaccio auf den Prati del Popolo weiden Schaf- und Rinderheerden; dort feierte in früheren Jahren das Volk während der Carnevalstage seine Spiele, Pferde und Eselrennen, Thierhegen, Erinnerungen an die Saturnalien der Heidenzeit.

Wir leeren unsere Foliette feurigen Weines von Marsala und treten unseren Heimweg an auf der Straße, die zwischen dem Aventin und dem Fluß an dem Ufer der Marmorata entlang, vom Paulsthor kommend, sich in die Stadt hineinzieht. Da steigen rechts von uns, untermischt mit antiken Mauern und Wölbungen die schroffen Felsänge des Aventin empor; sie sind fast bedeckt mit dem vielfach schattirten Grün von Lorbeeren, Aloen, Cypressen und Epheu. Auf der Höhe des Berges schauen wir mittelalterliche Bastionen, von Schlingpflanzen umwuchert, überragt von den Gebäuden des Maltheserconvents und mehrerer Klöster. Links unseres Weges, unmittelbar am diesseitigen Tiberufer liegen unzählige Blöcke carrarischen und griechischen Marmors; ein Künstler wandert eifrig prüfend unter ihnen umher, hier ist der Stapelplatz der Marmorhändler. Auf der Straße sehen wir jene malerischen Büffelkarren, wir sehen den Campagnolen zu Wagen, zu Fuß, zu Pferd, zu Esel, wir sehen Caravanen von Lastthieren an uns vorüberziehen, denn wir befinden uns auf einer der Hauptverkehrsstraßen aus der Stadt in den südwestlich gelegenen Theil der Campagna hinein. Der Strom wälzt seine gelben, schlammigen Fluthen dahin, die Ufer sind mit vielen kleinen einmastigen Seeschiffen bedeckt, welche Getreidelasten nach der Stadt gebracht haben, aber nicht weiter flußaufwärts vordringen können, weil die aus dem Wasser hervorragenden schwarzen Mauerreste der Sublicischen Brücke das Fahrwasser sperren, das dort nach jedem Hochwasser sich ändert und höher hinauf zu seicht wird. Die Schiffe und die Menschen, welche mit dem Löschen der Ladung beschäftigt sind, sind Neapolitaner. Die Schiffe haben hohe, mit einem Türkenbund gezierte, buntbemalte Schiffsschnäbel und große dreieckige Barbareskensegel, die Menschen sind nur mit einer hoch aufgestreiften Hose bekleidet, sonst völlig nackt; es sind kräftig gebaute dunkelbraune Gesellen mit funkelnden Augen und auf dem schwarzen wolligen Haar die rothe phrygische Beutelmütze. Drüben am jenseitigen Ufer am Quai des Porto di Ripa grande unter dem großartigen Hospital von S. Michele, liegen noch zahlreicher die Schiffe, auch einige Dampfer, und das Treiben dort hat etwas von dem einer Handelsstadt, die einzige derartige Reminiscenz in Rom. Auch erblicken wir außerhalb der Porta Portese

den Bahnhof der nach Civita Vecchia führenden Eisenbahn und sehen hoch beladene Omnibus hin und herrollen.

Die Gebäude, welche nun bald beide Seiten der Straße einnehmen und nur von Zeit zu Zeit einen Blick über den Fluß, Trastevere und auf den Janiculus freilassen, sind Regierungsspeicher, auch die gewaltigen Hallen des Aemilianischen Portikus sind dazu verwendet. Wir erreichen den kleinen Platz der Bocca della Verita, wo rechts die kleine altbyzantinische Kirche gleichen Namens, links der zierliche kleine Vestatempel steht. Französische Infanterie exercirt auf dem Plage; ein Theil derselben springt durch einander in den allerbizarrsten Wendungen, rechts oder links um kehrt, hüpfet vorwärts, rückwärts oder in die Höhe, schwenkt und stößt mit dem Gewehr; so muß es ungefähr sein, wenn man eine Hand voll Flöhe auf den Tisch wirft. Das hier aber ist das Bajonnetstechen. Das Exerciren der Truppen im Gliede geschieht mit einer Nonchalance und einem Mangel an Anspannung, der lebhaft an einen Exercirplatz der seligen Bürgerwehr erinnert. Wir wenden uns rechts bei dem Janusbogen, dem zierlichen kleinen Bogen der Goldschmiede und der Kirche St. Giorgio in Velubro vorüber. Seitwärts gähnt die Höhlung der Cloaca maxima, treten wir näher an dieselbe, so ist es keine Wassernixe, die unserer harrt, sondern es sind mehr wie funfzig Wäscherinnen, hochgeschürzt, um ein Steinbassin versammelt, eine jener öffentlichen, in Rom so zahlreichen Waschanstalten. Geschwägig durcheinanderschnatternd, wie die Capitolinischen Gänse, wäre dieser Chor eine passende Begleitung zu dem Chaos der hüpfenden Franzosen.

Wiederum schließen Regierungsmagazine die Straße ein; da wo sie ins Forum einmündet, liegen Schmieden, an denen Büffel beschlagen werden. Das Thier ist in einen Nothstall gezwängt, mit Stricken emporgezogen und festgehalten, zuckt und sträubt sich krampfhaft, meist vergeblich; zuweilen aber gelingt es ihm dennoch die starken Bande zu sprengen, wie Zwirnfäden; dann flüchtet alles in der Nähe, und wehe dem Gegenstande, an dem das Thier dann seine Wuth ausläßt.

In dem Augenblicke, da wir das Forum betreten, schlagen die Klänge eines kriegerischen Marsches an unser Ohr; wir schauen auf und erblicken eine Procession, die eben aus der Kirche S. Giuseppe über den Mamertinischen Gefängnissen hervortritt. Da fällt uns plötzlich ein, es ist ja heut der S. Josephstag, der voriges Jahr zur Erinnerung an Garibaldi mit einer schwächlichen Demonstration gefeiert wurde und heute früh war in der Nähe unserer Wohnung viel Geschrei und Gelächter der Weiber, weil man vor der Hausthür eines neuvermählten Paares einen prächtigen Blumenkranz gefunden hatte. Wie das zusammenhängt? S. Giuseppe spielt auf den unzähligen Bildern der heiligen Familie in den Kirchen Roms stets eine höchst alberne Rolle, und der naive Volkswitz hat ihn zum padrone dei cornuti d. h. zum Schutzheiligen aller

derer gestempelt, denen ihre Eheweiber Hörner aufsetzen; einen Ehemann am S. Josephstage zu beglückwünschen, heißt so viel, als ihm höhrend sagen: „Deine Frau betrügt Dich.“ Was also der Kranz an der Hausthür des jungen Ehepaars heute früh zu bedeuten hatte, wirst Du Dir zu erklären wissen; ob aber Grund zu dem Glückwunsch vorhanden war, oder sich ein abgewiesener Liebhaber zu einem perfiden Streiche der Rache hatte hinreißen lassen — das vermögen wir Dir nicht zu sagen.

Die Procession sieht merkwürdig aus. Voraus marschirt das Musiccorps eines päpstlichen Infanterieregiments, kriegerische Märsche oder Tänze spielend, dann folgen Capuzinermöche, paarweise, einzelne Bruderschaften der vermummten Sacconi, jeder eine Kerze in der Hand, Gassenjungen laufen mit großen Papierdüten neben jedem Licht her, um das herabträufelnde Wachs aufzufangen, Crucifixe, Heiligenbilder, Fahnen und Kirchenbanner, bunte Laternen bilden den Vortrab für die mit Blumen und Laubguirlanden geschmückte Bildsäule des heiligen Joseph; sie ist umgeben von dem Klerus der Kirche, der ein eintöniges Lied singt, das aber nicht zur Geltung kommt, denn ihm folgt wieder ein Militärmusiccorps mit seinen Märschen und Polkas, dann eine Abtheilung Infanterie und endlich eine große Masse Volks, hauptsächlich Weiber. Bei den Männern ist S. Giuseppe im Allgemeinen in keiner großen Gunst; eine Ausnahme davon machen nur die Tischler und Zimmerleute, deren legitimer padrone er ist, und die kleine Kirche über den Mamertinischen Gefängnissen heißt deshalb S. Giuseppe dei falegnami d. h. der Tischler. Tischler und Zimmerleute stehen aber in Rom in dem Rufe, daß sie jeden erworbenen Bajocco in dem Wirthshause vertrinken und verjubeln zum Aerger ihrer Ehehälften, und der S. Giuseppe soll mit seinen Schülzlingen seine liebe Noth haben. Da erzählt nun das Volk sich folgende Legende:

Einmal klopfte ein Tischler, Einlaß begehrend an die Thüre des Himmels. Petrus steckte den Kopf zum Thürfensterlein hinaus und fragte, wer draußen sei. Als er den Tischler erkannte, erklärte er, ihn nicht einlassen zu können und schloß wieder das Fensterlein. Der Tischler aber pochte von Neuem heftig und verlangte durchaus, eingelassen zu werden; er habe sein ganzes Leben lang S. Giuseppe eifrig verehrt, und wenn Petrus ihm nicht glauben wolle, so solle er S. Giuseppe herbeirufen. S. Giuseppe ward gerufen und als er seinen Schülzling erkannte, verlangte er, daß Petrus die Thüre des Himmels öffne; aber Petrus weigerte sich nach wie vor. Darüber entstand nun am Himmels-
thor ein gewaltiger Spektakel, Lärm und Gezänk zwischen Petrus einerseits, S. Giuseppe und dem Tischler andererseits, so daß Gott Vater aufmerksam wurde und fragte, was es denn dort draußen gäbe. Beide Parteien trugen ihre Sache vor und Gott Vater entschied zu Gunsten des Petrus. Da erklärte nun S. Giuseppe, wenn der Tischler nicht in den Himmel käme, dann würde

er selbst hinaus wandern; er gab wie ein moderner Minister in optima forma seine Demission, und diese ward angenommen. Bevor er aber abzog, winkte er seiner Frau „Maria komm mit“. Wie es einer guten Frau geziemt, folgte Maria ihrem Manne. Maria aber winkte ihrem Sohne Christus, dieser den Aposteln, die Apostel ihren Jüngern und so setzte sich ein langer Zug in Bewegung zum Himmelsthore hinaus. Als Gott Vater sah, wie leer es um ihn her wurde, erschien ihm die Sache doch bedenklich; er gab nach, rief S. Giuseppe zurück und befahl, daß der Tischler eingelassen werde. S. Giuseppe räumte diesem in seinem Palaste ein Zimmer mit anständiger Kost und täglich einer Foliette Wein ein: hereingebracht habe er ihn, nun solle er sich aber auch anständig betragen. Anfangs ging die Sache auch ganz gut. Petrus hatte sich indeß die Lection gemerkt und ließ nun rücksichtslos jeden Tischler und Zimmermann ein; in S. Giuseppe's Palast wurde es immer voller und lärmender; die Tischler und Zimmerleute hielten allmählig Abends Trinkgelage, sangen Lieder, fingen auch an vor dem Hause Ball, Morra, mit Kupfermünzen à la boccea zu spielen, genug sie störten die anständige Ruhe, anfangs bloß der Nachbarschaft, nachher auch in weiteren Kreisen. S. Giuseppe's Ermahnungen fruchteten nichts, er sann vergeblich nach, wie er sich der lästigen Gäste entledigen könne. Da kam er eines Abends sehr vergnügt und aufgeheitert nach Hause. Seine Gäste fragten, was ihm denn passirt sei; er erwiderte, er habe nur eine halbe Miglie vor dem Himmelsthore eine Osterie entdeckt, in welcher ein vortrefflicher billiger Wein zu haben sei. Sofort beschlossen die Tischler und Zimmerleute in pleno hinauszuziehen und den Wein zu kosten. Sobald sie aber draußen waren, rief S. Giuseppe dem Petrus zu: „Jetzt, Petrus, schließe zu und laß mir die wüsten Gesellen nicht wieder herein.“ Seit jener Zeit ist die Ruhe im Himmel wieder hergestellt. Es wird den Tischlern und Zimmerleuten, gerade so schwer gemacht in den Himmel zu gelangen, wie den übrigen Menschenkindern; sie haben sich aber die Lection nicht gemerkt.

Wir haben diese Legende möglichst genau dem Munde des Volks nach- erzählt als Beweis, wie naiv dessen Vorstellungen sind, wie neben religiöser Bigotterie das Profane einhergeht, ohne daß letzteres der ersteren Abbruch thut.

Der Platz vor der Kirche ist mit grünen Reifern, das Portal und das Innere mit bunten kostbaren Drapirungen geschmückt; die Menge liegt vor dem Hochaltar andächtig auf den Knien. Unten in den Gefängnissen, die heut dem Publicum geöffnet sind, wo Petrus und Paulus schmachteten und aus einem durch ein Wunder emporsteigenden Quell ihre Kerkermeister taufeten, drängt sich Kopf an Kopf. Der Brunnen ist noch vorhanden und hält sich stets auf gleichem Niveau, er soll an gewissen Tagen besondere Heilkräfte besitzen; heut ist einer dieser Tage; wir sehen Blinde und Krüppel ihre frankten

Glieder benehen. Es ist mit dem Wunderglauben wie mit jenem Heiligen, der nachdem er enthauptet worden war, mit dem Kopf unter dem Arme davon ging. Ce n'est que le premier pas, qui coute.

Vermischte Literatur.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von J. A. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß, Professor der Geschichte an der Universität Graz. 1. bis 3. Band. Schaffhausen, Verlag der Fr. Hurterschen Buchhandlung. 1862.

Vorlesungen, welche Gfrörer bis kurz vor seinem Ableben an der Universität Freiburg gehalten hat — mit welcher Tendenz, ist nicht nöthig ausführlich darzulegen, da Verfasser und Verlag hinreichend bekannt sind. Es ist ein vom Protestantismus ins römische Lager übergegangener Gelehrter, der hier zu uns spricht, es ist ein Geschichtschreiber, der in den herrschsüchtigen Bestrebungen Oesterreichs, in der spanischen Intriguenpolitik des Hauses Habsburg nur das patriotische Bestreben sieht, die Ehre Deutschlands zu retten und die Einheit des Reichs wiederherzustellen. Neue Quellen sind nirgends benutzt, überhaupt geht der Verfasser nur selten in die Tiefe. Im Uebrigen ist anzuerkennen, daß die Vorzüge, die Gfrörers Schriften im Allgemeinen haben, frische, kräftige Darstellung, künstlerische Gruppierung der Begebenheiten und große Uebersichtlichkeit bei vollem Eingehen in die Einzelheiten, lebendige Auffassung des innern Zusammenhangs der Dinge und scharfe Charakterisirung der Situationen und Personen, so weit sein Auge nicht durch die angeführte Tendenz eine schiefe Richtung erhält, auch hier nicht mangeln. Am freiesten und unbefangenen ist der erste Band gehalten, der neben feurigen Lobpreisungen Kaiser Josephs des Ersten und anderer bedeutender Oesterreicher, vor allem Eugens von Savoyen, auch Worte der Anerkennung für Wilhelm von Oranien hat, und in dem wir Urtheile über die Jesuiten, die Jansenisten und die Aufhebung des Edicts von Nantes finden, die keineswegs gut katholisch aussehen und welche die Gelehrten der „historisch-politischen Blätter“ schwerlich für loscher erklären werden. Besser werden in jenem Kreise die beiden folgenden Bände gefallen, wo Preußen in der bekannten Weise großdeutsch-katholischer Geschichtsbehandlung verarbeitet wird, und wo der Verfasser unter anderm nachweist, daß die Salzburger nicht durch den Fanatismus Erzbischof Firmians von Haus und Hof verjagt, sondern von Friedrich Wilhelms Sendlingen, etwa in der Weise brasilischer Auswanderungsagenten, aus ihrer behaglichen Lage unter dem milden Krummstab hinweggelockt worden sind, weil der Preuze Menschen brauchte, um seine wüsthliegenden östlichen Provinzen zu bevölkern. Friedrich der Große ist dann selbstverständlich nicht viel mehr als ein großer Räuber, wahrhaft groß nur Maria Theresia. Im voraus beklagt wird, daß der Plan, den letztere bei Beginn des siebenjährigen Kriegs nach Gfrörers Meinung hatte, nicht zur Ausführung kam. Nach diesem Plan würde Mitteleuropa sich nach dem Siege der Coalition gegen Friedrich folgendermaßen gestaltet haben: Preußen getheilt, die